

Wie man eine sprachwissenschaftliche (Seminar-)Arbeit schreibt

Stefan Hartmann, HHU Düsseldorf – CC-BY 4.0 – Stand: 19.02.2022

Da dieser Leitfaden inzwischen sehr lang geworden ist, habe ich einige besonders wichtige Punkte, die nach wie vor häufig nicht beachtet werden, rot hervorgehoben – bitte auf diese Punkte ganz besonders achten!

Bitte unbedingt lesen: Häufig gestellte Fragen zu Hausarbeiten

Wie soll man Sie (und andere Menschen an der Universität) ansprechen?

Das ist zugegebenermaßen keine allzu häufig gestellte Frage, aber eine, die ich mir als Student immer heimlich gestellt habe und über die im Kolleg*innenkreis auch viel diskutiert wird. Ich persönlich bin da sehr unempfindlich und finde auch „Hallo“ als Gruß okay, was viele Kolleg*innen jedoch als extrem unhöflich empfinden. Generell gilt: Mit „Liebe/r Herr/Frau XY“ (ohne Titel etc.) sind Sie eigentlich fast immer auf der sicheren Seite, zumindest in unserem Teilfach. (Nach meiner Erfahrung ist der Usus auch stark von der Fachkultur abhängig, z.B. scheint es bei Jurist*innen etwas formeller zuzugehen.)

Lediglich bei formelleren Briefen wie Bewerbungsschreiben rate ich zu „Sehr geehrte/r“ + Titel + Familienname. Dabei nur den höchsten Titel nehmen, also „Dr.“ bei Promovierten und „Prof.“ bei ProfessorInnen. Unabhängig davon: Benutzen Sie zur Korrespondenz an der Universität bitte immer Ihre Uni-Mailadresse, keine Gmail-, GMX- oder andere Adressen.

Wie lang soll meine Hausarbeit sein?

Die Seitenzahl stellt bei mir keine Bewertungsgrundlage dar. Für einen groben Richtwert orientieren Sie sich bitte an Ihrer Studienordnung. (An der HHU Düsseldorf gilt: Hausarbeiten im Bachelor sollten 3000–6000 Wörter, also 10–20 Seiten umfassen, Bachelorarbeiten 9.000–15.000 Wörter, ca. 30–50 Seiten, Masterarbeiten 18.000–30.000 Wörter, ca. 60–100 Seiten). Generell gilt: So kurz wie möglich, so lang wie nötig. Formulieren Sie eine klare Fragestellung und richten Sie Ihre Ausführungen durchgehend auf diese Fragestellung aus. Vermeiden Sie Wiederholungen, lassen Sie Unnötiges weg und verzichten Sie bitte darauf, Grundlagenwissen auszuführen. Das häufige Problem, dass eine Arbeit ausufert, erübrigt sich dann. Gerade bei empirischen Arbeiten kann es durchaus vorkommen, dass Sie unter dem Richtwert in Ihrer Studienordnung bleiben. Das ist völlig in Ordnung (für mich, andere Dozent*innen handhaben das anders). Bei theoretischen Arbeiten kann es dagegen vorkommen, dass man etwas mehr Platz braucht - auch das ist völlig ok.

Ich führe eine Korpusrecherche durch. Wie viele Belege brauche ich?

Ich führe ein Experiment durch. Wie viele TeilnehmerInnen brauche ich?

Beides lässt sich nicht pauschal beantworten. Generell gilt aber, dass empirische Studien für Hausarbeiten lieber klein und gut gemacht sein sollten als groß, aber wenig durchdacht. Ein Stückweit können Sie sich hier auch auf die eigene Intuition verlassen: Wenn Sie z.B. fünf Menschen befragen, welche Partei sie wählen, ist völlig klar, dass Sie das Ergebnis eher nicht nutzen sollten, um Werten auf den Ausgang der nächsten Bundestagswahl abzuschließen. Wenn Sie hingegen 50 Menschen fragen, möglichst aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, dann ist zwar klar, dass Ihre Ergebnisse deutlich variieren würden, wenn Sie noch einmal 50 andere und dann noch einmal 50 weitere befragen würden. Dennoch könnten Sie zumindest vorsichtig optimistisch sein, dass sich einige Tendenzen aus dem Ergebnis ablesen lassen. Für eine Hausarbeit ist das genug. Bei der besagten Wette dagegen würde ich den Wetteinsatz gering halten.

Gibt es einen Richtwert, wie viele Quellen ich zitieren muss?

Nicht wirklich. Oft beruht diese Frage auch auf einem Missverständnis, was den Sinn und Zweck einer Hausarbeit angeht. Es geht nicht darum, dass Sie einen mehr oder weniger festen „Kanon“ an Fachliteratur lesen und diesen zusammenfassen können – dafür sind eher Seminare da. In einer Haus- oder Abschlussarbeit sollen Sie zeigen, dass Sie eigenständig wissenschaftlich arbeiten können. Dafür müssen Sie sich zunächst in den Forschungsstand zu einem Thema einlesen. Zu manchen Themen gibt es mehr, zu anderen weniger Literatur, manche sind vielleicht noch völlig unerforscht. Daher geht es weniger darum, *wie viel* Sie zitieren, als *was* Sie zitieren – dazu mehr in Abschnitt 4!

Muss ich in meiner Hausarbeit geschlechtergerechte Sprache verwenden?

Nur weil ich das mache, müssen Sie das nicht auch machen. Das gilt übrigens für viele Dinge, die ich so mache. Allerdings mache ich auch sehr viele Dinge, die sehr viel sinnloser sind (z.B. unnötige Einschübe in Klammern). Insofern *dürfen* Sie natürlich gern geschlechtergerechte Sprache verwenden.

Wie man eine sprachwissenschaftliche (Seminar-)Arbeit schreibt

Erfahrungsgemäß fällt es vielen Studierenden schwer, ihre erste sprachwissenschaftliche Hausarbeit zu schreiben, und allzu häufig werden die gleichen vermeidbaren Fehler gemacht. Dieser Leitfaden soll helfen, diese Klippen zu umschiffen und eine möglichst gute Arbeit zu schreiben – sei es eine einfache Seminararbeit oder eine Bachelor- bzw. Masterarbeit.

Das Wichtigste zuerst: Es soll sich um eine **wissenschaftliche** Arbeit handeln. Im Idealfall fällt die Arbeit so aus, dass man sie in dieser Form auch in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift abdrucken könnte. Sollten Sie also eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen und dabei in die Verlegenheit kommen, einen Aufsatz für eine Fachzeitschrift oder einen Sammelband zu schreiben, gelten die gleichen Regeln – und umgekehrt gilt: Wenn Sie viele Fachpublikationen lesen, bekommen Sie schnell ein Gefühl für Aufbau und Stil wissenschaftlicher Aufsätze. Wenn Sie sich daran orientieren, können Sie eigentlich wenig falsch machen. Daher besteht die beste Vorbereitung auf eine Seminararbeit darin, möglichst viel (neuere) Fachliteratur gründlich zu lesen und dabei nicht nur Einführungsliteratur in den Blick zu nehmen. Einführungsliteratur eignet sich zwar gut für den Einstieg in ein Thema, ist aber oft in einem anderen Stil geschrieben und verfolgt einen anderen Zweck, als es bei einem wissenschaftlichen Aufsatz für gewöhnlich der Fall ist. Wenn Sie wissenschaftliche Aufsätze lesen, lohnt es sich, das systematisch zu tun, indem man immer dieselben Fragen an die Texte heranträgt: 1. Was ist die Fragestellung des Textes? 2. Wie wird diese Fragestellung operationalisiert? 3. Was sind die Ergebnisse? Mit diesen drei Fragen denken Sie sich auch in den typischen Aufbau einer wissenschaftlichen Untersuchung ein: Am Anfang steht eine Fragestellung, die in eine bestimmte methodische Herangehensweise „übersetzt“, also operationalisiert, wird, um dann aus den Ergebnissen Schlussfolgerungen zu ziehen, die helfen, die Forschungsfrage zu beantworten.

Die drei genannten Fragen kann man um weitere ergänzen, beispielsweise: Welche theoretischen Annahmen macht der Text? Bezieht sich der*die Verfasser*in auf eine spezifische linguistische Theorie, die im Text genannt wird? Welche Schlüsse werden aus den im Text präsentierten Untersuchungsergebnissen für die Theorie abgeleitet? Sind diese Schlussfolgerungen überzeugend oder bleiben Fragen offen?

Grundsätzlich gilt aber natürlich auch: Wenn Sie eine Seminararbeit schreiben, sollten Sie sich zunächst an den Vorgaben Ihrer Dozentin/Ihres Dozenten (bzw. Ihrer Universität oder Ihres Fachbereichs) orientieren. Wenn Sie einen wissenschaftlichen Aufsatz für eine Publikation schreiben, informieren Sie sich, ob die Zeitschrift bzw. der Verlag ein *Style Sheet* hat, an dem Sie sich orientieren sollten.

1.1 Vor allem anderen: Die Fragestellung...

Jede wissenschaftliche Arbeit beginnt mit einer Fragestellung. Die **Fragestellung** ist schlicht und einfach das Erkenntnisinteresse, das Ihrer Arbeit zugrundeliegt. Beispiel: Sie möchten wissen, ob Menschen in Süddeutschland schneller zum *Du* übergehen als Menschen in Norddeutschland. Das ist eine wissenschaftlich valide Fragestellung, die sich einfach in eine **Hypothese** umformulieren lässt:

Fragestellung: Gehen Menschen in Süddeutschland schneller zum *Du* über als Menschen in Norddeutschland?

Hypothese: Menschen in Süddeutschland gehen schneller zum *Du* über als Menschen in Norddeutschland.

Fragestellung und Hypothese(n) sind also nicht das gleiche (manchmal werden diese Begriffe verwechselt).

Manchmal sehe ich, dass die Fragestellung zu Beginn oder im Titel einer Arbeit explizit als Fragesatz formuliert wird – das ist nicht nötig; im Gegenteil wirkt es oft eher unbeholfen. Stattdessen empfiehlt es sich, eine indirekte Formulierung zu wählen, z.B. „Diese Arbeit geht der Frage nach, ob Menschen in Süddeutschland eher zum *Du* übergehen als Menschen in Norddeutschland.“

Die gesamte Arbeit muss dann auf diese Fragestellung ausgerichtet sein: Zeigen Sie in einem Forschungsüberblick, welche Erkenntnisse Andere zu dieser Frage gewonnen haben, erläutern Sie, wie Sie selbst vorgehen, um eigene Erkenntnisse zu gewinnen, die die bestehenden bestätigen, widerlegen oder auch ergänzen können (s.u. 1.2: Operationalisierung) und welche Ergebnisse Sie dabei erzielt haben.

1.2 ... und die Operationalisierung

Die Fragestellung muss dann noch operationalisiert, d.h. in ein konkretes, tatsächlich umsetzbares Forschungsprojekt „übersetzt“ werden. Wenn Sie z.B. die oben genannte Fragestellung grundsätzlich und endgültig beantworten wollten, bräuchten Sie eine Datenbank mit allen Äußerungen, die Sprecherinnen und Sprecher in Süd- und Norddeutschland tätigen bzw. in einem bestimmten für Sie interessanten Zeitraum getätigt haben. Aus offensichtlichen Gründen ist das nicht möglich, denn die allermeisten Äußerungen werden ja (zum Glück!) niemals aufgezeichnet. Und selbst wenn es eine solche Datenbank gäbe, wäre die Datenmenge viel zu riesig, als dass man sie in einem einigermaßen vernünftigen Zeitraum auswerten könnte. Daher müssen Sie einen anderen Weg wählen: Beispielsweise können Sie mit Korpora arbeiten oder aber Menschen direkt befragen (Fragebogenstudie). Damit machen Sie Ihre Fragestellung gewissermaßen handhabbar.

Viele Hausarbeiten verzichten auf eigene empirische Arbeit und fassen stattdessen die bisherige Forschungsliteratur zusammen – in der Wissenschaft spricht man hier auch von *review papers*. Im weiteren Sinne kann man einen solchen Forschungsüberblick auch als eine Art der Operationalisierung einer Fragestellung sehen: Um meine Fragestellung zu beantworten, schaue ich mir an, was bisher dazu geforscht wurde, und arbeite Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen den bisherigen Ergebnissen heraus. Letzteres ist wichtig, denn die Arbeit soll sich nicht in der „Nacherzählung“ bisheriger Forschungsarbeiten erschöpfen. Auch ganz wichtig: Anders als im Fall einer Einführung ist es nicht das Ziel einer Hausarbeit, Basiswissen zu vermitteln. Es geht darum, tiefergehende, oft detailliertere Fragestellungen zu bearbeiten. Eine Hausarbeit braucht daher beispielsweise kein Kapitel über die Grundbegriffe der Morphologie – dass Morphologie die Teilgebiete Flexion und Wortbildung umfasst, was ein Affix ist, was freie und gebundene Morpheme sind, was der Unterschied zwischen Determinativ- und Kopulativkomposita ist etc. etc. – all das kann als Basiswissen vorausgesetzt werden. Gleiches gilt für andere Bereiche wie die Phonologie oder die Syntax. Für Hausarbeiten spannend sind Fragen, die über dieses Basiswissen hinausgehen bzw. auch darauf aufbauen – beispielsweise: Ändert sich das Verhältnis von Kopulativ- zu Determinativkomposita im Laufe der Zeit und wenn ja, warum? Ist *-frei* in *glutenfrei* ein Kompositionsglied oder ein Affix oder etwas dazwischen (z.B. ein sogenanntes Affixoid), und wie lässt sich diese Klassifikation – am besten auf Grundlage sprachgebrauchsbasierter Evidenz – begründen?

Die beste Fragestellung und die beste Operationalisierung nützen jedoch wenig, wenn sie nicht gut und verständlich dargestellt werden. Diesem Aspekt der Präsentation widmen sich daher die folgenden Abschnitte dieses Leitfadens.

2. Aufbau

Die Arbeit beginnt mit einer **Einleitung**, in der Fragestellung und Ziel der Studie klar formuliert werden. Auch sollte hier der Rahmen der Arbeit klar abgesteckt werden – das ist besser, als im Hauptteil immer wieder Themen kurz anzureißen, nur um dann festzustellen,

dass eine ausführlichere Behandlung den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Sinnvoll und leserfreundlich ist es, in der Einleitung auch einen Überblick über die Gliederung der Arbeit zu geben.

Es folgt der **Hauptteil**. Hier bietet es sich an, zunächst einen Forschungsüberblick zu geben, der die wichtigsten Erkenntnisse und offenen Fragen aus der bisherigen Literatur knapp zusammenfasst. Bei empirischen Studien sollte ein Methodenteil folgen, in dem die Herangehensweise klar beschrieben wird, ehe die Ergebnisse dargestellt werden. Tabellen und Grafiken sind dabei sehr willkommen. Zentral ist das Kriterium der Nachvollziehbarkeit: Die Leserin oder der Leser soll genau erkennen können, was Sie wie gemacht haben und welche Ergebnisse Sie dabei erzielt haben, und prinzipiell in die Lage versetzt werden, Ihre Studie selbst zu replizieren. Bei rein theoretischen Arbeiten ist es empfehlenswert, in der Einleitung eine oder mehrere These(n) zu formulieren, die im Hauptteil dann auf Grundlage der einschlägigen Fachliteratur verteidigt wird/werden. Dabei ist es sinnvoll, die Argumente verschiedener Autorinnen und Autoren einander gegenüberzustellen, sie abzuwägen und zu einer (begründeten!) eigenen Position zu finden.

Der Hauptteil kann dazu verführen, zu „mäandern“ und von einem Thema zum nächsten zu kommen – das sollte vermieden werden: Der Bezug zur Fragestellung darf nicht verlorengehen. Am Ende der Arbeit sollte ein **Fazit** stehen, das die Ergebnisse zusammenfasst und gerne mit einem **Ausblick** einhergehen darf, in dem Desiderata für zukünftige Studien aufgezeigt werden.

Der Arbeit wird ein Deckblatt mit **Titel** vorangestellt. Der Titel ist insofern nicht ganz unwichtig, als er in aller Regel einen ersten Eindruck von der Arbeit vermittelt. Er sollte knapp und sachlich zusammenfassen, worum es in der Arbeit geht und ggf. auch mit welcher Methode die gewählte Fragestellung angegangen wird. Er sollte aus nicht mehr als zwei Teilen (Übertitel und Untertitel) bestehen. Im Übertitel kann bspw. ein Zitat wie in (1) unten oder Beispiele wie in (2) stehen, die das untersuchte Phänomen gut illustrieren; in diesem Fall wird dann das Thema im Untertitel konkretisiert. Der Titel kann jedoch auch schnörkellos aus nur einem Teil bestehen, wie in (3). [Die Titel sind in den Beispielen jeweils unterstrichen.]

- (1) Kempf, Luise. 2010. In Erober: und Plünderung der Stadt: Wie die Ellipse von Wortteilen entstand. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 132. 343–365.
- (2) Nübling, Damaris. 2011. Von der Jungfrau zur Magd, vom Mädchen zur Prostituierten. Die Pejorisierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie? In Jörg Riecke (ed.), Historische Semantik, vol. 2, 344–359. (Jahrbuch Für Germanistische Sprachgeschichte). Berlin, New York: De Gruyter.
- (3) Saltveit, Laurits. 1960. Besitzt die deutsche Sprache ein Futur? Der Deutschunterricht 12. 46–65.

Infobox 1: Linguistische Auszeichnungen und Konventionen

In der Linguistik gibt es einige Notationskonventionen, mit denen man sich vertraut machen muss, um sprachwissenschaftliche Texte zu verstehen. Auch für wissenschaftliche Arbeiten in der Linguistik (einschließlich Seminar- und Abschlussarbeiten) sind diese Konventionen obligatorisch. **Besonders wichtig sind die ersten beiden: Bitte Objektsprachliches immer kursiv schreiben, nicht in Anführungszeichen o.ä., und Bedeutungsangaben immer in einfache Anführungszeichen!**

Kursivierung

Diejenigen sprachlichen Ausdrücke, die Objekt unserer Untersuchung sind (man sagt auch: objektsprachlich), werden kursiv gesetzt. Der Unterschied zwischen **Metasprache** einerseits und **Objektsprache** andererseits lässt sich an einem einfachen Beispiel illustrieren: In dem Satz „Das Wort *Hund* beginnt mit dem Laut /h/“ wird eine (metasprachliche) über das Wort *Hund* gemacht, nicht etwa über das Tier, auf das es referiert. *Hund* ist somit ein objektsprachlicher Ausdruck in einem metasprachlichen Kontext. Manchmal – auch in früheren Versionen dieses Leitfadens – heißt es verkürzt, dass *Hund* hier „metasprachlich gebraucht“ werde; das stiftet jedoch eher Verwirrung und ist dem Verständnis des Unterschieds von Objekt- und Metasprache abträglich.

„...’

In einfachen Anführungszeichen stehen Bedeutungsangaben, z.B.: das engl. Wort *dog* ‚Hund’

/hont/

In /.../ stehen **Phoneme**. Unter Phonemen versteht man die kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit: Im sog. **Minimalpaar** *Haus* vs. *Maus* kommt der Bedeutungsunterschied nur durch ein einziges variierendes Phonem – /h/ vs. /m/ – zustande.

[hont]

In [...] stehen **Phone**. Unter Phonem versteht man die konkrete lautliche Realisierung eines Phonems. So kann das Phonem /ʁ/ in *richtig* (in Lautschrift: [ʁa:t] bzw. [ra:t]) als Gaumenzäpfchen-r gesprochen werden ([ʁ]), was die in Deutschland verbreitetste Variante ist. Gerade in Bayern, Österreich und der Schweiz findet man aber auch das „rollende“ Zungenspitzen-r ([r]) (vgl. Meibauer et al. 2002: 87; Becker 2012: 27f.).

<Hund>

In <...> werden **Grapheme** notiert, also Schriftzeichen. Zu den großen „Aha-Erlebnissen“ angehender Studierender der Sprachwissenschaft gehört oft die Erkenntnis, dass Sprache und deren Verschriftung zwei unterschiedliche Dinge sind. Dies wird schon im mehrfach erwähnten Beispiel <Hund> deutlich: Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht – wir sprechen *Hund* nicht mit einem /d/, also einem stimmhaften Plosiv, aus, sondern mit /t/, einem stimmlosen Laut. Noch deutlicher wird der Unterschied zwischen Sprache und Schrift, wenn wir uns vor Augen führen, dass in einigen Fällen ein Laut (z.B. /ʃ/) durch drei Grapheme wiedergegeben wird (<sch>) oder dass das gleiche graphische Zeichen (z.B. der Digraph <ch>) für ganz unterschiedliche Laute stehen kann (/ç/ in *ich* vs. /x/ in *ach*).

> (und <)

> ist zu lesen als ‚wandelt sich zu’, z.B. *gebollen* > *gebellt* ‚gebollen wandelt sich zu *gebellt*’. < ist umgekehrt zu lesen als ‚geht hervor aus’, z.B. entsprechend *gebellt* < *gebollen* ‚gebellt geht hervor aus *gebollen*’.

*

Der **Asterisk** kennzeichnet in der Regel ungrammatische Formen, die als Beispiele angeführt werden, z.B. **die Computers*. Zudem werden damit nicht belegte und rekonstruierte Formen ausgezeichnet, etwa in einem Satz wie: Das deutsche Wort *Bruder* geht auf indoeuropäisch **bhrāter-* zurück. Da uns aus dem Indoeuropäischen keine Quellen überliefert sind, ist die genannte Form nicht belegt. Vielmehr wurde sie auf Grundlage vergleichender Studien zwischen vielen indoeuropäischen Einzelsprachen rekonstruiert.

Zur Darstellung von Phonem und Phonemen wird das **Internationale Phonetische Alphabet** verwendet, kurz IPA. Die jeweils aktuelle Version des IPA findet sich auf der Seite der International Phonetics Association unter <https://www.internationalphoneticassociation.org/content/full-ipa-chart> (zuletzt abgerufen am 19.04.2016).

3. Häufige Fehler

3.1 Inhalt

- Gerne dürfen Sie in Ihrer Arbeit eine eigene Position beziehen und sich kritisch mit der bisherigen Forschungsliteratur auseinandersetzen. Die Ermutigung, in Hausarbeiten eine eigene Meinung zu vertreten, wird jedoch bisweilen missverstanden. Rein subjektive Meinungen haben in einer wissenschaftlichen Arbeit keinen Platz: Wenn Sie für oder gegen einen bestimmten Standpunkt argumentieren, müssen Sie sich auf **intersubjektiv nachvollziehbare und überprüfbare Fakten** stützen. Formulierungen wie „Meiner Meinung nach“ sollten daher vermieden werden, weil sie alltagssprachlich eher mit rein subjektiven Meinungen assoziiert werden; alternative Formulierungen wie „meines Erachtens“ sind der Textsorte angemessener.
- Auch bei Arbeiten, die sich eher auf gegenwartssprachliche Daten beziehen (z.B. zu Zweifelsfällen), sollte die Perspektive in aller Regel eine klar **deskriptive** sein. Es geht nicht darum, zu bestimmen, was „richtiges Deutsch“ ist oder wie „sinnvoll“ es ist, diese oder jene Konstruktion zu gebrauchen. Vielmehr geht es um die Beschreibung des Sprachgebrauchs und – idealerweise – darum, daraus Schlussfolgerungen über die Mechanismen und Prinzipien zu ziehen, die Sprache und Sprachwandel zugrundeliegen.
- Da es sich um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, sollte sie auch von der **wissenschaftlichen Methode** Gebrauch machen. In studentischen Arbeiten finden sich oft Formulierungen wie *einen Beweis für etw. erbringen* oder *eine Hypothese verifizieren*. Denken Sie daran, dass beides nicht möglich ist – weder können wir die Richtigkeit einer Theorie oder einer Hypothese endgültig „beweisen“, noch können wir Hypothesen mit absoluter Sicherheit als richtig anerkennen.
- Bitte formulieren Sie immer **klar und präzise**. Häufig leiden Arbeiten darunter, dass (Fach-)Begriffe schwammig oder gar falsch gebraucht werden. Das liegt natürlich auch daran, dass bei vielen Untersuchungsgegenstände eine klare Abgrenzung nicht möglich ist: Ist zum Beispiel *sehend* ein Verb oder ein Adjektiv oder beides? Solche Unschärfebereiche müssen natürlich problematisiert werden, aber scheuen Sie sich nicht, Entscheidungen zu treffen und klare Definitionen vorzunehmen – solange Sie sie transparent machen und gut begründen, wird Ihnen niemand einen Strick daraus drehen.
- Zur klaren Formulierung gehört auch, **terminologisch präzise** zu sein. Achten Sie darauf, dass Sie Fachbegriffe richtig verwenden und sie ggf. definieren, wenn es sich um Termini handelt, für die es in der Literatur unterschiedliche Definitionen gibt.

Infobox 2: Untersuchung und Untersuchungsgegenstand

Eine überraschend häufige Fehlerquelle in Seminararbeiten besteht darin, dass Untersuchungsprozess bzw. -methode und Untersuchungsgegenstand vermischt werden. Das mag teilweise daran liegen, dass einige Begriffe diesbezüglich doppeldeutig sind: So können Begriffe wie *Phonologie* und *Morphologie* sowohl sprachliche Phänomene bezeichnen als auch die sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen, die sich mit ihnen beschäftigen. Derlei Mehrdeutigkeiten ergeben sich häufig, wenn zwischen Konzepten eine enge logische oder sachliche Verbindung besteht (Metonymie): So kann sich *die Universität* auf das Gebäude oder auf die Institution beziehen.

Es ist jedoch sehr wichtig, sich klarzumachen, dass das, was wir untersuchen – also unser **Untersuchungsgegenstand** – nicht damit gleichzusetzen ist, *dass* oder *wie* wir es untersuchen. Das mag trivial erscheinen, aber viele studentische Seminararbeiten zeigen, dass dieser Unterschied oft nicht gemacht wird: Da heißt es dann beispielsweise, dass der *am*-Progressiv „in der germanistischen Sprachwissenschaft etwa seit dem Jahr 1500“ existiere oder dass „die Grammatikalisierungstheorie“ das *werden*-Futur hervorbringe.

Solche Ungenauigkeiten sind teilweise wohl auch auf das klassische Dilemma der Sprachwissenschaft zurückzuführen, dass wir *mit Sprache über Sprache* reden. Eine wichtige Erkenntnis, die ich in all meinen Seminaren zu vermitteln versuche, ist diese: Wissenschaft hilft uns, die Dinge in der Welt zu verstehen, und zwar durch *Kategorisierung* und *Modellbildung*. Kategorisierung heißt, dass wir das, was wir beobachten, salopp gesagt, in Schubladen stecken. Diese Schubladen können beispielsweise „Nomen“, „Verb“, „Adjektiv“ heißen oder „Phonologie“, „Morphologie“, „Syntax“. Ein solcher Kategorisierungsprozess ist zugleich ein Beispiel für wissenschaftliche Modellierung. Modellbildung kann *beschreibend* und *erklärend* sein, wobei sich beide Funktionen oft überschneiden (vgl. Frigg & Hartmann 2017). Wenn wir z.B. Wörter in Wortartenkategorien einteilen, erarbeiten wir auf Grundlage bestimmter Beobachtungen – z.B., dass Verben nach Person und Tempus, Nomen nach Kasus und Numerus flektiert werden – ein Modell darüber, wie die Sprache, die wir untersuchen, organisiert ist. Oft wollen wir aber auch über unsere Beobachtungen hinausgehen und beispielsweise erklären, wie ein System, das wir heute beobachten können, zustande gekommen ist. So gibt es in der Sprachwissenschaft verschiedene Modelle, die zu erklären versuchen, wie sich die germanischen Sprachen entwickelt haben, etwa die Stammbaumtheorie und die Wellentheorie (vgl. dazu Seebold 1998; Schmid 2013: 6). Weil Theorien und Modelle immer Ergebnisse menschlicher Interpretation sind, ist es wichtig, sie nicht mit Fakten zu verwechseln. Modelle können falsch sein, Fakten nicht. Man kann es auch schärfer formulieren: „All models are wrong but some are useful“ (Box 1979), oder: „Models are lies that lead us to the truth“ (Gray & Atkinson 2006: 94).

3.2 Stil

Vorab: Warum ist dieser Leitfaden so präskriptiv?

In sprachgeschichtlichen Seminaren verwenden Dozierende wie ich immer viel Mühe darauf, den Studierenden nahezubringen, dass Sprachwandel etwas ganz Natürliches ist und neue Formen nicht als „Fehler“ abqualifiziert werden sollten. Warum also bestehen wir Dozierenden z.B. auf normgerechter Orthographie und Interpunktion und warum raten wir zu einigen stilistischen Entscheidungen, während wir von anderen abraten? Tun wir das nur, um Sie zu quälen?

Natürlich nicht – vielmehr geht es darum, Ihnen nahezubringen, dass Sprache immer auch ein System von **Konventionen** ist. So gibt es im Alltag Konventionen dafür, wie man sich begrüßt und verabschiedet, und auf Textsortenebene gibt es Konventionen dafür, wie man etwa einen formellen Brief oder ein amtliches Schreiben formuliert. Daher gehört es zum kompetenten Umgang mit einer Textsorte, ihre Konventionen zu beherrschen. Das gilt auch und gerade für die Textsorte „wissenschaftlicher Aufsatz“, zu der eben auch Hausarbeiten gehören.

Wenn ich nun eine Hausarbeit als sprachwissenschaftlichen „Datensatz“ betrachte, dann finde ich viele der „Fehler“ bzw. Konventionsbrüche, die darin begangen werden, hochinteressant. Wenn ich die Arbeit jedoch als Vertreter der Textsorte „wissenschaftlicher Aufsatz“ beurteile, muss ich natürlich („präskriptiv“) prüfen, ob sie den Konventionen der Textsorte entspricht.

Das bedeutet freilich nicht, dass Konventionen unwandelbar seien. Wenn Sie wissenschaftliche Aufsätze etwa aus dem späten 19. Jh. lesen, werden Sie feststellen, dass sie ganz anders geschrieben sind als moderne Aufsätze. Das ist jedoch das Ergebnis gradueller Wandelprozesse. So wie Sie vermutlich auch ein Bewerbungsschreiben nicht als WhatsApp mit dem Text „ey dude kannst mir n Job geben“ verschicken, auch wenn das in der Zukunft vielleicht irgendwann einmal üblich sein wird, sollten Sie sich daher auch bei wissenschaftlichen Seminararbeiten an die derzeit gängigen Konventionen halten.

Wie bereits erwähnt handelt es sich bei Seminar- oder Abschlussarbeiten um wissenschaftliche Aufsätze, die idealerweise genau so in einer Fachzeitschrift erscheinen könnten. Das hat auch wichtige Konsequenzen für den Stil, in dem eine solche Arbeit geschrieben sein sollte. Es gilt, die Konventionen der Textsorte „wissenschaftlicher Aufsatz“ zu beachten. Viele Hausarbeiten vermitteln den Eindruck, dass sich Studierende – zumindest stilistisch – eher an anderen Textsorten orientieren, insbesondere an journalistischen Texten oder auch an Schulaufsätzen, bei denen ein wichtiges Ziel häufig darin besteht, unterhaltsam, fesselnd und auch kreativ zu schreiben. So langweilig das klingen mag: Bei wissenschaftlichen Texten geht es darum gerade nicht. Vielmehr geht es darum, wissenschaftliche Erkenntnisse klar, präzise und eindeutig zu vermitteln. Wissenschaftliche Texte haben den Ruf, sie seien umständlich und komplex. Auf manche mag das zutreffen. Die Texte, auf die das zutrifft, sollten Sie sich nicht zum Vorbild nehmen. Allerdings wirken viele wissenschaftliche Texte vielleicht auch deshalb komplex, weil sie viel Fachvokabular enthalten. Fachtermini sind wichtig, weil sie eine klare, eindeutige und auch einigermaßen ökonomische Kommunikation unter Fachleuten ermöglichen. Deshalb ist es auch wichtig, Fachtermini zu kennen und sie souverän anzuwenden. Davon abgesehen sollten Sie aber in einfacher Sprache schreiben. Sie brauchen keine ausufernden Sätze, keine komplizierten Funktionsverbgefüge, keinen Nominalstil.

- In vielen Fällen versuchen Studierende, einen möglichst originellen **Einstieg** in ein Thema zu finden, indem sie etwa ein Sprichwort, eine Begebenheit oder sogar ein

eigenes Erlebnis als „Aufhänger“ verwenden. Nur in den wenigsten Fällen gelingt dies. Halten Sie Ihre Einleitung lieber knapp, präzise und schnörkellos. Vergessen Sie nicht: Ihre Leserinnen und Leser sind Nerds, deren Aufmerksamkeit man mit einem Einstieg wie „Diese Arbeit befasst sich mit der diachronen Entwicklung des Rezipientenpassivs.“ viel nachhaltiger gewinnen kann als mit einer langwierigen Anekdote darüber, wie Sie einst über die Formulierung stutzten, dass Ihre Freundin „das Fahrrad geklaut kriegte“.

- Dieser „journalistisch“ angehauchte Stil ist auch in anderer Hinsicht weit verbreitet: So neigen manche Studierende dazu, möglichst viele Synonyme für ein und denselben Begriff zu finden. Gerade bei Fachbegriffen sollte das aber vermieden werden. Gleiches gilt, wenn Sie zitieren – dazu mehr unten unter „Wie zitiere ich richtig?“
- Oft wird dazu geraten, das „Ich“ in wissenschaftlichen Arbeiten zu vermeiden, was dazu führt, dass man bisweilen haarsträubende **Passivkonstruktionen** liest. Eher vermeiden sollte man Reflexivkonstruktionen im Passiv wie *Nun wird sich dem nächsten Thema zugewandt*. Generell ist gegen eine sparsame Verwendung des „Ich“ nichts einzuwenden. Eine gute Lösung ist oft auch, die Arbeit selbst oder einzelne Teile davon in der Subjektposition zu verwenden: *Diese Arbeit befasst sich mit der Entwicklung des Passivs im Deutschen; Abschnitt 5 widmet sich der qualitativen Analyse repräsentativer Korpusbeispiele*.
- Ein weiterer Grund, warum Passivkonstruktionen in studentischen Hausarbeiten bisweilen überstrapaziert werden, ist vermutlich, dass sie als Merkmale eines typisch wissenschaftlichen Stils gelten. Gleiches gilt für Fremdwörter, Funktionsverbgefüge, *ung*-Nominalisierungen u.ä. Das verführt dazu, diese Elemente viel zu häufig, an den falschen Stellen oder schlicht falsch anzuwenden. Um ein Beispiel zu geben, das dem authentischen Anfang einer Seminararbeit nachempfunden ist: *In mündlichen und schriftlichen Diskursen der deutschen Sprache ist konstatiert, dass der am-Progressiv häufig von Gebrauch ist*. Abgesehen davon, dass das Funktionsverbgefüge **von Gebrauch sein* im Deutschen nicht wirklich in Gebrauch ist, wird hier nicht klar, von welchen *Diskursen* die Rede ist und warum diese für das Thema relevant sind. Besser und schnörkelloser wäre z.B.: *Wie zahlreiche neuere Studien zeigen, wird der am-Progressiv sowohl im gesprochenen als auch im geschriebenen Gegenwartsdeutschen häufig gebraucht* (vgl. van Pottelberge 2004; Flick & Kuhmichel 2013; Flick 2016).
- Der **Konjunktiv** wird in studentischen Arbeiten oft überstrapaziert.¹ Wenn bspw. über eine Präposition wie *nach* oder *laut* kenntlich gemacht wird, wer die dargestellte Ansicht vertritt, steht üblicherweise der Indikativ: *Laut Szczepaniak (2007) hat sich das Deutsche von einer Silben- zu einer Wortsprache entwickelt*, nicht: **Laut Szczepaniak (2007) habe sich das Deutsche von einer Silben- zu einer Wortsprache entwickelt*. Stephany & Froitzheim (2009: 77) raten dazu, den Konjunktiv nur in sehr kurzen Textpassagen zu verwenden.
- Ebenso wie ein bemüht hochgestochener Stil sollten allzu umgangssprachliche Elemente vermieden werden. Dazu gehört z.B. das Aufspalten von Haupt- und Nebensatz in zwei Sätze: **Noam Chomsky gilt als bedeutendster Linguist des 20. Jahrhunderts. Wobei seine Theorien jedoch nicht unumstritten sind*. Auch Sätze, die mit der Konjunktion *denn* verbunden sind, oder *zwar-aber*-Sätze sollten i.d.R. nicht aufgespalten werden (außer wenn beide Teilsätze extrem lang sind): *Bei sekundären Präpositionen kommt es oft zu Zweifelsfällen, denn sie schwanken zwischen Genitiv- und Dativrektion*, nicht **Bei sekundären Präpositionen kommt es oft zu Zweifelsfällen. Denn sie schwanken zwischen Genitiv- und Dativrektion*.

¹ Zugegebenermaßen neige auch ich dazu, manches überzustapazieren, z.B. das Wort *überstrapazieren*.

- Einige Formulierungen sind zwar nicht direkt umgangssprachlich, aber in wissenschaftlichen Arbeiten eher unüblich. Ich würde empfehlen, Formulierungen wie *Forscherin X hat herausgefunden, dass...* oder *Forscher X sagt/schreibt, dass...* zu vermeiden und stattdessen z.B. *hat gezeigt, dass...* oder *konnte zeigen / nachweisen, dass...* oder *argumentiert, dass...* zu verwenden.
- Im Sinne der terminologischen Präzision achten Sie bitte darauf, dass Sie Fachtermini richtig anwenden und sie nicht durch vermeintlich klangvollere, aber unpassende Wortungetüme ersetzen. Bitte nicht statt *Begriff* so etwas wie *??Begrifflichkeit* verwenden. Und: Häufige Wörter sind *frequent*, aber sie sind (oder werden) nicht *frequentiert*.
- Bisweilen sind Seminararbeiten sehr **wiederholungslastig**. Etwas Wiederholung kann zwar nicht schaden (zugegebenermaßen neige ich selbst in meinen wissenschaftlichen Arbeiten dazu, Dinge öfter als nötig zu wiederholen), allerdings darf das nicht dazu führen, dass dieselbe Aussage wieder und wieder getroffen wird. Oft resultieren solche Wiederholungen daraus, dass die Arbeit keine klare Fragestellung verfolgt und/oder versucht, eine These, die sich in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt, auf mehreren Seiten allzu ausführlich zu erklären, anstatt zu versuchen, sie mit stichhaltigen Argumenten zu untermauern.

3.3 Grammatik, Orthographie und Interpunktion

- Bitte achten Sie auf Rechtschreibung und Interpunktion und lesen Sie Ihre Arbeit vor der Abgabe noch einmal korrektur, um eventuelle Tippfehler zu tilgen. Häufige Rechtschreibfehler sind z.B. **Standart* statt *Standard*, **Diphtong* statt *Diphthong*.
- Bei der **Kommasetzung** kommt es häufig zu systematischen Fehlern:
 - Bitte vermeiden Sie das sog. Vorfeldkomma: *Nach dem Schwimmen [KEIN KOMMA!] gingen wir essen; nach einer Präpositionalphrase [KEIN KOMMA!] steht kein Komma.*
 - Vor koordinierenden Konjunktionen wie *und* oder *sowie* steht kein Komma: *Ich bekam drei französische Faverolles, zwei Turteltauben [KEIN KOMMA] sowie ein Rebhuhn in einem Birnbaum.* Ausnahme: Wenn vor der koordinierenden Konjunktion ein Nebensatz endet, muss dieser natürlich durch ein Komma abgetrennt werden (s.u.): *Ich bekam zwei Turteltauben, die ich nicht wollte, und ein Rebhuhn in einem Birnbaum.*
 - Auch bei sog. paarigen Junktionen wie *sowohl – als auch* und *weder – noch* steht KEIN Komma: *Der Wal ist weder ein Fisch [KEIN KOMMA!] noch ein Vogel.*
 - Hingegen sind Nebensätze immer durch Kommata abzutrennen; in vielen Hausarbeiten sehe ich, dass das Komma (möglicherweise in einer Übergeneralisierung des o.g. Vorfeldkommas!?) nur nach, aber nicht vor dem Nebensatz gesetzt wird: **Der Mann der auf der Bank sitzt, lächelt*; richtig: *Der Mann, der auf der Bank sitzt, lächelt.*
- Bitte vermeiden Sie Häufungen von Satzzeichen wie *?!?*. Das habe ich zwar auch gerade verwendet, aber wie so vieles ist das eine Textsortenfrage: Das hier ist ein flapsiges inoffizielles Dokument, in dem ich alberne Weihnachtslieder zitiere. Eine Hausarbeit hingegen ist ein wissenschaftlicher Aufsatz und sollte auch wie ein solcher geschrieben sein.
- Bitte vermeiden Sie auch die folgenden häufig auftretenden Grammatikfehler:
 - Wählen Sie das richtige Genus: Es heißt *das Korpus*, *das Genus*, *die Partikel*, *das Schwa*, nicht **der Korpus*, **der Genus*, **der/das Partikel*, **der Schwa*.

- Bitte halten Sie Singular- und Pluralformen auseinander: *das Kompositum* – *die Komposita* (nicht Sg. **das Komposita*)
- Vermeiden Sie Kongruenzfehler (z.B. *Semantik und Syntax sind wichtig*, nicht **Semantik und Syntax ist wichtig* – gerade bei langen Sätzen sind solche Fehler überraschend häufig!)
- Bitte verwenden Sie keine doppelten Genitive wie **eine Darstellung Saussures Zeichenbegriffs* (stattdessen möglich: *eine Darstellung von Saussures Zeichenbegriff*, *eine Darstellung des Saussureschen Zeichenbegriffs*).

3.4 Verstöße gegen linguistische Konventionen

Bitte halten Sie sich genau an die o.g. linguistischen Konventionen. Insbesondere die Konvention, Objektsprachliches im metasprachlichen Kontext kursiv zu setzen, wird häufig missachtet – stattdessen werden doppelte oder gar einfache Anführungszeichen gebraucht, obwohl Letztere ja für Bedeutungsangaben reserviert sind.

4. Literaturverweise und Literaturverzeichnis

4.1 Wie zitiere ich richtig?

In der Linguistik ist es üblich, Quellenangaben zu direkten und indirekten Zitaten direkt in den Text einzuflechten; indirekte Zitate werden durch *vgl.* gekennzeichnet: *Sprachwissenschaftler wie Franz Bopp oder Jacob und Wilhelm Grimm begründeten die sog. historisch-vergleichende Sprachwissenschaft (vgl. Schmidt 2007: 158).* Fußnoten erübrigen sich durch diese Vorgehensweise weitestgehend. Bei direkten Zitaten muss der Wortlaut genau übernommen werden, Auslassungen werden durch [...] gekennzeichnet. Auch Rechtschreib- oder Grammatikfehler werden übernommen und mit [sic!] gekennzeichnet. Bei alter Rechtschreibung (z.B. <daß>) ist jedoch kein [sic!] notwendig.

Diese Zitierweise sollte vom ersten bis zum letzten Zitat konsequent durchgehalten werden – es ist nicht nötig, beim ersten Zitat die komplette Literaturangabe zu geben oder den Vornamen des Autors/der Autorin zu nennen, denn diese Informationen finden sich ja im Literaturverzeichnis am Ende der Arbeit. Vermeiden Sie unbedingt journalistische Umschreibungen wie *Die Mainzer Sprachwissenschaftlerin Kristin Kopf bemerkt dazu in ihrem Aufsatz* oder *Die Sprachwissenschaftlerin Hadumod Bußmann schreibt in ihrem „Lexikon der Sprachwissenschaft“...* Solche Formulierungen sind in einem populärwissenschaftlichen Text für Laien angebracht, nicht in einem Fachtext. Auch sonst erübrigen sich Formulierungen wie „XY schreibt in seinem Werk / in seiner Arbeit“ o.ä. Bei anaphorischer Referenz auf den Autor/die Autorin verwenden Sie am besten einfach *er* oder *sie*, keine Umschreibungen wie *der Sprachwissenschaftler, die Autorin* o.ä.

Bisweilen neigen Studierende dazu, in der Einleitung ihrer Hausarbeit die Werke, auf die sich die Arbeit stützt, explizit zu nennen, z.B. „Diese Arbeit stützt sich vor allem auf die Aufsätze ‚Was ist Wortbildungswandel?‘ von Scherer (2006) und ‚Die Geschichte der ung-Nominalisierung im Deutschen: Ein Wandel morphologischer Produktivität‘ von Demske (2000)“. Das wirkt unprofessionell und kostet nur unnötig Platz. Welche Literatur Sie verwendet haben, wird bei der Lektüre des Textes ohnehin deutlich (solange Sie richtig zitieren). **Ergänzung: Der soeben genannte Fehler begegnet mir nach wie vor extrem häufig. Bitte achten Sie unbedingt darauf, solche „Ich-liste-meine-Literatur-im-Fließtext-auf“-Passagen zu vermeiden!**

FALSCH!	richtig
Der Sprachwissenschaftler Dr. Stefan	Laut Hartmann (2018) ist dieser Satz albern.

Hartmann von der Universität Düsseldorf schreibt in seiner Einführung „Deutsche Sprachgeschichte“, erschienen 2018 im Francke-Verlag, dass dieser Satz albern ist.	
Dem schließt sich auch Hartmann an (vgl. Hartmann, Stefan 2018: Deutsche Sprachgeschichte. Tübingen: Francke.)	Dem schließt sich auch Hartmann (2018) an.
Hartmann (2018) nennt in seiner Arbeit/seinem Werk/seinem Buch einige wenige Fälle, in denen es sinnvoll sein kann, von diesen Grundsätzen abzuweichen.	Hartmann (2018) nennt einige wenige Fälle, in denen es sinnvoll sein kann, von diesen Grundsätzen abzuweichen.
Auch sonst sollte man umständliche Umschreibungen in wissenschaftlichen Texten lieber vermeiden, fährt der 35-jährige in seinem Einführungswerk „Deutsche Sprachgeschichte“ (2018) fort.	Umständliche Umschreibungen sollten in wissenschaftlichen Texten generell vermieden werden (vgl. Hartmann 2018).
Hartmann (2018) weist darauf hin, dass man umständliche Umschreibungen vermeiden sollte. Diese Auffassung vertritt der Sprachwissenschaftler auch für den Bereich der anaphorischen Referenz.	Hartmann (2018) weist darauf hin, dass man umständliche Umschreibungen vermeiden sollte. Diese Auffassung vertritt er auch für den Bereich der anaphorischen Referenz.
Diese Arbeit stützt sich vor allem auf das Buch „Deutsche Sprachgeschichte. Grundzüge und Methoden“ von Hartmann (2018)	weglassen! (Zudem: Eine Hausarbeit, die sich vorwiegend oder ausschließlich auf Einführungsliteratur stützt, erfüllt in aller Regel nicht die Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit.)

Für die Zitate im Fließtext gilt: Wenn ein Werk zwei Autorinnen hat, werden beide genannt, also zum Beispiel: (vgl. *Nübling & Szczepaniak 2011*). Hat ein Werk drei oder mehr Autorinnen, kann man nach dem ersten Autorennamen ein *et al.* setzen, z.B. (vgl. *Bergmann et al. 2016*). Die weiteren Autoren sollten aber auf keinen Fall „unterschlagen“ werden – zitieren Sie also bitte Bergmann, Pauly & Stricker nicht als „Bergmann 2016“ und Nübling, Dammel, Duke & Szczepaniak nicht als „Nübling 2013“. Im Literaturverzeichnis werden dann alle Autorinnen und Autoren genannt.

4.2 Indirekte Zitate („zit. nach“)

Manchmal kommt es vor, dass man nicht aus einer Quelle direkt zitiert, sondern aus einer anderen Quelle, die diese Quelle zitiert. In der Regel sollte man das vermeiden, denn Sinn und Zweck der Literaturangabe ist ja die Nachprüfbarkeit, und mit jeder „Vermittlungsinstanz“, die zwischen der Originalquelle und dem Zitat liegt, steigt die Gefahr, dass sich ein Fehler einschleicht und die Nachprüfbarkeit damit verlorengelht (wie bei der „stillen Post“). Wenn irgend möglich, prüfen Sie daher alles, was Sie zitieren, im Original nach und wenden Sie indirekte Zitate à la „Meier 1968 zit. nach Müller 2000“ nur dann an, wenn Sie an Meier 1968 nicht herankommen (z.B. weil es ein unveröffentlichtes Manuskript ist). Ansonsten prüfen Sie das Zitat bitte nach und ersetzen Sie das indirekte Zitat durch ein direktes (also in unserem Beispiel: Müller 2000). Tipp: Manchmal muss man auch gar nicht lange suchen, sondern kann die entsprechende Stelle auch einfach bei Googlebooks finden.

Ganz wichtig: Wenn Sie dennoch ein indirektes Zitat verwenden, müssen **beide** Quellen (in unserem Beispiel also: Meier 1968 und Müller 2000) im Literaturverzeichnis angeführt werden - es genügt nicht, nur die „direkte“ Quelle anzugeben!

4.3 Übernehmen und Zitieren von Tabellen und Grafiken

In manchen Fällen kann es sinnvoll sein, eine Tabelle oder eine Grafik aus der Sekundärliteratur zu übernehmen. Die Betonung liegt hier aber auf *in manchen Fällen* – bitte prüfen Sie in jedem Einzelfall, ob Sie die Tabelle oder Grafik für Ihre Argumentation wirklich unbedingt brauchen. Wenn ja, dann ist eigentlich immer zu empfehlen, die Tabelle oder die Grafik nicht als Scan aus dem Ursprungswerk zu übernehmen (was einen eher nachlässigen Eindruck macht), sondern sie selbst „nachzubauen“. Wenn das nicht in Frage kommt, etwa weil es sich um eine sehr komplexe Grafik handelt (z.B. eine Landkarte), können Sie die Grafik auch als Scan einfügen. Achten Sie in diesem Fall aber bitte auf eine hohe Auflösung! Beachten Sie auch, dass Word standardmäßig Bilder komprimiert, was zu schlechterer Bildqualität führen kann. Wenn Sie Word verwenden, lesen Sie daher bitte unbedingt die [Hinweise zur Deaktivierung der Bildkomprimierung auf der Microsoft-Support-Seite](#).

4.4 Zitieren von Korpusbelegen

Wie für vieles andere auch gibt es für das Zitieren von Korpusbelegen keine absolut etablierte Praxis. Hier gilt: Nachvollziehbarkeit und Nachprüfbarkeit sind ausschlaggebend. Bei den Korpora des Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache (DWDS) gibt es zu jedem Beleg eine ausführliche Quellenangabe, die man zusammen mit dem Korpusnamen zitieren kann, z.B. *Und noch ein letztes Zitat in diesem Zusammenhang sei mir gestattet.* (Hannover, Heinrich: Die Republik vor Gericht 1975 - 1995, Berlin: Aufbau-Taschenbuch-Verl. 2001 [1999], S. 80, DWDS-Kernkorpus 20. Jh.). Bei anderen Korpora hat jeder Beleg eine ID – das ist oft die eleganteste, weil platzsparendste Lösung. Bei Korpora, die über die Plattform ANNIS verfügbar sind, gibt es auch die Möglichkeit, direkt auf den jeweiligen Beleg zu verlinken, was Sie gern tun dürfen, aber nicht müssen, z.B. *ich finde diesen Zitat sehr schön* (FALKO-Lernerkorpus, <https://korpling.german.hu-berlin.de/falko-suche/?id=a57be17c-984e-455c-aca8-264324395a5e>).

4.5 Welche Angaben gehören ins Literaturverzeichnis?

Es versteht sich von selbst, dass alle in der Arbeit zitierten Quellen im Literaturverzeichnis genannt werden müssen. Aber welche Angaben sind hier obligatorisch? Wann gibt man den Verlag an, wann nicht? Wann gibt man Herausgeber an, wann nicht? Die folgenden Angaben geben einen kurzen Überblick. Dabei ist wichtig zu wissen, dass man die Quellen, mit denen wir i.d.R. arbeiten, in drei grobe Kategorien einteilen können: Monographien, Aufsätze in Sammelbänden und Zeitschriftenaufsätze.² Einen Sonderfall stellen Online-Publikationen dar, auf die wir im nächsten Abschnitt noch eingehen. **Rot hervorgehoben** sind Elemente, die obligatorisch sind, aber in Hausarbeiten gern übersehen werden. In (einfachen Klammern) stehen Elemente, die nicht obligatorisch sind, bei denen ich aber trotzdem dazu raten würde, sie anzugeben. ~~Durchgestrichen~~ sind Elemente, die in Hausarbeiten manchmal mit angegeben werden, aber nicht ins Literaturverzeichnis gehören.

Monographie:

² Es lassen sich noch deutlich feinkörnigere Unterteilungen vornehmen, aber nach meiner Erfahrung lassen sich die allermeisten Quellen in eine dieser drei Kategorien einteilen. Wichtig: Die Einteilung in Monographien, Aufsatz im Sammelband und Zeitschriftenaufsatz dient nur zu Ihrer Orientierung, im Literaturverzeichnis wird eine solche Unterteilung nicht vorgenommen; hier ist allenfalls eine Unterteilung z.B. in Primär- und Sekundärliteratur (sofern Sie sich auf Primärliteratur stützen) bzw. in Korpora und Forschungsliteratur sinnvoll.

Autor/in, Erscheinungsjahr, Titel der Monographie, Verlagsort, (Verlag), ggf. Auflage, ((Reihentitel, Reihenummer)), ~~Reihenherausgeber, Seitenanzahl~~

Erläuterungen: Monographien sind Buchpublikationen, die nicht aus einer Sammlung einzelner Aufsätze bestehen, sondern auf ein Thema fokussiert sind. Monographien erscheinen oft in sog. Reihen, z.B. „Reihe Germanistische Linguistik“, „Studia Linguistica Germanica“ etc. Diese Information wird oft mit angegeben, kann aber weggelassen werden, da die obligatorischen Angaben in aller Regel mehr als ausreichend sind, um die Monographie eindeutig zu identifizieren.

Beispiel: (grün: fakultative Angabe)

Dudel, Dagobert. 2018. *Onomatopoesie. Eine Einführung*. 3. Aufl. (Kurze Einführungen in die Linguistik, 5.) Entenhofen: Entevier.

Aufsatz im Sammelband:

Autor/in des Aufsatzes, Erscheinungsjahr, Titel des Aufsatzes, **Herausgeber/innen des Sammelbands, Titel des Sammelbands**, Verlagsort, (Verlag), ((Reihentitel, Reihenummer)) **Seiten** (d.h. die Angabe, über welche Seiten des Sammelbands sich der Aufsatz erstreckt).

Erläuterungen: Sammelbände sind Buchpublikationen, die aus mehreren Aufsätzen, in aller Regel von mehreren AutorInnen, bestehen. Sammelbände werden von einer oder mehreren Personen herausgegeben. Die HerausgeberInnen stellen die Beiträge zusammen und wählen sie, meist in Zusammenarbeit mit externen GutachterInnen, aus. Es ist Usus, beim Zitieren von Aufsätzen aus Sammelbänden nicht nur die AutorInnen des Aufsatzes zu nennen, sondern auch die HerausgeberInnen – und natürlich den Titel des Sammelbandes. Aufsätze in Sammelbänden haben daher die längsten und umständlichsten Literaturangaben, denn im Grunde kombiniert man zwei Angaben: Zum einen zitiert man den Sammelband, der quasi wie eine Monographie zitiert wird, nur dass man den Namen der Herausgebenden ein (Hrsg.) oder (eds.) hinzufügt; hinzu kommt die Angabe des Aufsatzes und auch der Seitenzahlen, über die er sich erstreckt. **Ganz wichtig:** Wenn Sie einen Aufsatz im Sammelband zitieren, genügt es **nicht**, im Literaturverzeichnis den Sammelband zu zitieren!

Beispiel:

Dudel, Dagobert. 2016. Lautsymbolik. In Daniel Düsenpiep (Hrsg.), *Handbuch der Phonologie und Phonetik*. Amsterdam: John Entjamins.

Zeitschriftenaufsatz:

Autor/in des Aufsatzes, Erscheinungsjahr, Titel des Aufsatzes, Zeitschrift, Jahrgang, (Ausgabe), **Seiten** (d.h. die Angabe, über welche Seiten des Zeitschriften-Jahrgangs sich der Aufsatz erstreckt), ~~Herausgeber, Erscheinungsort, Verlag~~

Erläuterungen: Wissenschaftliche Fachzeitschriften sind Publikationsorgane, die regelmäßig erscheinen. Meist ist es so, dass die Ausgaben, die innerhalb eines Jahrgangs erscheinen, kontinuierlich durchnummeriert werden. Beispiel: Die fiktive *Zeitschrift für Nonsenswörter* wurde 2005 gegründet. Es erscheinen vier Ausgaben im Jahr. In der dritten Ausgabe, die 2006, also im zweiten Jahrgang, erscheint, veröffentlicht Dagobert Dudel seinen Aufsatz *Überlegungen zu Didgeridoodeldoo*, der darin die Seiten 320 bis 340 umfasst.

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 1 (2005)

Ausgabe 1: S. 1–144

Ausgabe 2: S. 145–290

Ausgabe 3: S. 291–416

Ausgabe 4: S. 417–590

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 2 (2006)

Ausgabe 1: S. 1–140

Ausgabe 2: S. 141–280

Ausgabe 3: S. 281–424 – davon S. 320–340: Aufsatz von Dagobert Dudel
Ausgabe 4: S. 425–580

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 3 (2007)

Ausgabe 1: S. 1–150
Ausgabe 2: S. 151–300
Ausgabe 3: S. 301–420
Ausgabe 4: S. 421–600

Der Aufsatz wäre also wie folgt zu zitieren:

Dudel, Dagobert. 2006. Überlegungen zu Didgeridoodeldoo. *Zeitschrift für Nonsenswörter* 2(3), 320–340.

Die Angabe der Ausgabe, die meist in Klammern nach dem Jahrgang steht, kann weggelassen werden, da der Jahrgang ja i.d.R. ausreicht, um den Aufsatz zu finden.

Auch Zeitschriften werden von Verlagen publiziert und haben Herausgeber, doch beides wird bei Zeitschriftenaufsätzen **nicht** angegeben.

4.6 Zitieren von Online-Dokumenten

Im Zuge der Digitalisierung ist es immer häufiger notwendig, Online-Ressourcen zu zitieren, etwa die Webseiten von Korpora oder Zeitschriften, die nur online erscheinen wie beispielsweise „Linguistik online“. Dazu Folgendes:

- Ganz wichtig: Online ist nicht gleich online! Der Umgang mit wissenschaftlichen Zeitschriften hat sich in den letzten Jahren enorm verändert. Während meines Studiums war es noch üblich, sich Aufsätze ganz altmodisch aus der Druckausgabe der Zeitschrift zu kopieren. Heute sind die meisten Zeitschriften sowohl gedruckt als auch online verfügbar, wobei die Online-Ausgabe immer mehr zum Standard wird. Das PDF der Online-Ausgabe und die Druckausgabe sind jedoch in aller Regel identisch. Daher werden Online-Ausgaben von Zeitschriften wie gedruckte Zeitschriften zitiert, also z. B.:

Bloomfield, Leonard (1928): A note on sound change. *Language* 4(2), 99 – 100.

und nicht, wie man es manchmal in Seminararbeiten sieht:

Bloomfield, Leonard: A note on sound change. <http://www.jstor.org/stable/408791> (abgerufen am 23. 09. 2017)

- Um sicherzustellen, dass ihre Arbeiten breit zugänglich sind, stellen viele Forscherinnen und Forscher ihre Aufsätze als Preprints auf ihrer Homepage oder in sogenannten Repositorien (kommerzielle wie academia.edu oder ResearchGate oder nicht-kommerzielle wie arXiv). Verlage unterscheiden sich darin, in welchem Maße sie eine solche sog. Selbstarchivierung erlauben: Bei einigen Verlagen darf die Autorin nach kurzer Verzögerung das Original-PDF auf ihre Homepage stellen, bei anderen nur ein Manuskript. Generell gilt: Wo immer möglich, konsultieren Sie bitte die Verlagsversion, um sicherzustellen, dass Sie tatsächlich die finale Version des Aufsatzes mit den Original-Seitenzahlen verwenden. So stellen Sie sicher, dass Ihre Angaben auch dann nachprüfbar sind, wenn die Autorin plötzlich ihre Preprints offline nimmt – und Nachprüfbarkeit ist das A und O jeder wissenschaftlichen Arbeit. Aber selbstverständlich müssen Sie die Verlagsversion nicht um jeden Preis beschaffen. Wenn sie über Ihre Bibliothek nicht verfügbar ist, erwartet niemand von Ihnen (zumindest ich tue es nicht), dass Sie sie auf verschlungenen Wegen beschaffen oder womöglich sogar viel Geld dafür ausgeben.

- Dann gibt es allerdings, wie gesagt, Zeitschriften, die nur online erscheinen. Auch publizieren viele „klassische“ Zeitschriften Aufsätze *ahead of print* (manchmal auch „Online First“ genannt). Das heißt, dass ein Aufsatz online zugänglich ist, bevor er in eine Druckausgabe der Zeitschrift aufgenommen wird. Solche Online-Ressourcen erkennt man meist daran, dass es keine fortlaufende Seitennummerierung gibt, sondern die Seitenzählung bei jedem Aufsatz wieder mit 1 beginnt oder gar keine Seitenzahlen vorhanden sind. In solchen Fällen zitieren Sie bitte, sofern vorhanden, den Digital Object Identifier, kurz doi. Beispiel:

Roberts, Seán / Winters, James (2013): Linguistic Diversity and Traffic Accidents: Lessons from Statistical Studies of Cultural Traits. PLoS One 8(8). doi:10.1371 / journal.pone.0 070 902.

- Bei Online-Ressourcen ohne doi geben Sie bitte den Link an, gefolgt vom Datum, an dem die Ressource abgerufen wurde, also z. B. Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache, www.dwds.de (abgerufen am 23. 09. 2017).
- Bei vielen Korpora und anderen Ressourcen ist es so, dass Sie laut Nutzungsbedingungen nicht unbedingt die Online-Ressource selbst im Literaturverzeichnis angeben müssen, dafür aber einen bestimmten Aufsatz zitieren sollen, in dem das Korpus oder die Ressource vorgestellt wird. Hier sollten Sie jeweils den Hilfe-Bereich und / oder die Nutzungsbedingungen der jeweiligen Online-Plattform konsultieren.

4.7 Wie formatiere ich das Literaturverzeichnis?

Für die Formatierung des Literaturverzeichnisses empfehle ich das „Unified Style Sheet for Linguistics“³, für das Mark Dingemanse auch ein CSL-Stylesheet entwickelt hat, das man beispielsweise mit dem Open-Source-Literaturverwaltungsprogramm Zotero oder mit kommerziellen Programmen wie Citavi verwenden kann.⁴ Aber auch andere Stile sind völlig in Ordnung, solange sie einheitlich verwendet werden und solange die obligatorischen Angaben vorhanden sind.

4.8 Was ist zitierfähig?

Zu den Schlüsselkompetenzen in der Wissenschaft gehört es, seriöse wissenschaftliche Literatur zu erkennen und von pseudowissenschaftlichen Ergüssen oder auch gut gemeinten, aber nicht immer wissenschaftlich profunden Bemühungen von Laien zu unterscheiden. Das ist nicht immer ganz einfach. Als Faustregel kann man aber festhalten: Zitierfähig ist Literatur, die ein wissenschaftliches Begutachtungsverfahren (*peer-review*) durchlaufen hat. Das können Aufsätze in Zeitschriften mit *peer-review* sein oder auch Aufsätze in Sammelbänden sowie Monographien, die in renommierten Fachverlagen erschienen sind. Nicht zitierfähig ist z.B. Wikipedia. Hüten Sie sich auch vor Verlagen, die sich auf die Veröffentlichung von Hausarbeiten spezialisiert haben und deren Publikationen bei vielen GoogleBooks-Recherchen (sonst eigentlich ein guter erster Schritt, um Literatur zum jeweiligen Thema zu finden) dazu führen, dass man die wenigen seriösen Publikationen zwischen Unmengen an Seminararbeiten suchen muss.

Das heißt wohlgemerkt nicht, dass Seminararbeiten zwangsläufig schlecht oder gar unwissenschaftlich seien. Ganz im Gegenteil! Aber wer eine gelungene Seminararbeit

³ <http://celxj.org/downloads/USS-NoComments.pdf> (zuletzt abgerufen am 03.04.2017)

⁴ <http://www.zotero.org/styles/unified-style-linguistics> (zuletzt abgerufen am 30.04.2017)

geschrieben hat und sie nicht in der Schublade verschwinden lassen möchte, sollte sie entweder kostenlos auf der eigenen Homepage oder einschlägigen Portalen zur Verfügung stellen oder aber den Weg des wissenschaftlichen Begutachtungsverfahrens nicht scheuen.

4.9 Wie finde ich einschlägige Literatur?

Hier gibt es verschiedene Strategien. Sehr effektiv ist in der Regel das Schneeballsystem: Wenn Sie eine Monographie oder einen Aufsatz zu einem bestimmten Thema lesen (etwa einen zusammenfassenden Überblicksartikel oder einen Aufsatz, der im Seminar gelesen wurde), stoßen Sie über das Literaturverzeichnis fast zwangsläufig auf weitere Literatur, können sich dann die relevantesten Texte anschauen und dort im Literaturverzeichnis auf weitere Literatur stoßen usw. Auf diese Weise merken Sie auch schnell, welche Texte und welche Autor*innen häufig zitiert werden, was ein guter Indikator dafür ist, welche Texte für das Thema einschlägig sind und welche Autor*innen sich ausgiebig damit befasst haben. Viele Texte sind über die Universitätsbibliothek leicht (meist auch digital) zugänglich. Ich persönlich empfehle daher, bei der Literaturrecherche erst einmal in die Breite zu gehen, also möglichst viele Texte ausfindig zu machen, sie nur grob zu überfliegen und schließlich nur die relevantesten genau zu lesen. Die ULB Düsseldorf bietet übrigens [Kurse zu Literaturrecherche](#) an; dort finden sich auch einige E-Learning-Angebote.

5. „Vorbilder“ finden – Konventionen erkennen

Überspitzt könnte man sagen, wie eingangs angedeutet, dass es beim Schreiben einer wissenschaftlichen Arbeit vor allem auf gekonntes Nachahmen ankommt. Mit „Nachahmen“ meine ich natürlich nicht „Plagiiere“ – dass Plagiate unmoralisch, unwissenschaftlich und im schlimmsten Fall strafbar sind, muss hier nicht eigens erwähnt werden. Aber Aufbau und Struktur einer wissenschaftlichen Arbeit sowie gängige Konventionen der sprachlichen Gestaltung einer solchen Arbeit lernt man am besten, indem man wissenschaftliche Aufsätze *liest*, im Idealfall möglichst viele. Wenn man mehrere Fächer studiert oder regelmäßig mit mehreren Teildisziplinen desselben Fachs in Berührung kommt (z.B. Linguistik und Literaturwissenschaft in der Germanistik), entwickelt man mit der Zeit auch ein Gespür dafür, welche Konventionen in welchem (Teil-)Fach gelten. An den einschlägigen „Vorbildern“ kann man sich dann für die eigene wissenschaftliche Arbeit orientieren.

Checkliste

Bevor Sie Ihre Arbeit abgeben, gehen Sie bitte gründlich die folgende Checkliste durch!

- Hat die Arbeit einen Titel?
- Ist der Titel aussagekräftig?
- Hat die Arbeit eine klare Fragestellung, auf die hin der gesamte Text ausgerichtet ist?
- Hat die Arbeit eine klare Gliederung? Und wenn ja, wird diese Gliederung durch Überschriften deutlich? (Ich habe auch schon Hausarbeiten ganz ohne Überschriften bekommen...)
- Sind die linguistischen Konventionen eingehalten? (Insbesondere: Kursivierung für Objektsprachliches, keine Anführungszeichen o.ä.)
- Entspricht sie den in Ihrer Prüfungsordnung vorgesehenen Formalia? (Achten Sie besonders darauf, dass eine Eigenständigkeitserklärung beiliegt, wenn Ihre Prüfungsordnung eine solche vorsieht.)

Bitte gehen Sie auch die folgende Negativ-Checkliste durch und stellen Sie sicher, dass die Arbeit folgendes **nicht** enthält:

- Rechtschreib- und Interpunktionsfehler. Nutzen Sie bitte ein Rechtschreibprogramm und überprüfen Sie die Arbeit vor der Abgabe auf die oben genannten häufigen Fehler.
- allzu viele Wiederholungen. In manchen Arbeiten wird eine Kernaussage praktisch auf jeder Seite oder zu Beginn jedes Abschnitts wiederholt. Bitte tun Sie das nicht. Ich wiederhole: Bitte tun Sie das nicht. Kernaussagen dürfen gern mehrfach auftauchen, aber bitte nicht auf jeder Seite.
- ausführlich referiertes Grundlagen-/Einführungswissen. Häufig wird in Hausarbeiten auf vielen Seiten Grundwissen rekapituliert, indem z.B. erklärt wird, welche Teilbereiche der Morphologie oder welche Wortbildungstypen es gibt, wie das Stellungsfeldermodell funktioniert oder ähnliches. All das kann aber bei der Leserin oder dem Leser vorausgesetzt werden. Wie mehrfach betont, handelt es sich bei Seminararbeiten um wissenschaftliche Arbeiten, die sich an Fachleute richten. Darin unterscheiden sie sich z.B. von Referaten, die sich zumeist an Anfänger*innen richten. Außer wenn dies von der Dozentin/dem Dozenten ausdrücklich gefordert ist, sollte eine Hausarbeit niemals nur ein ausgearbeitetes Referat sein!
- Formulierungen wie „Autor XY schreibt in seinem Werk Z...“ Der Titel des Werks gehört ins Literaturverzeichnis in den Fließtext, außer es handelt sich um einen extrem einflussreichen Text (*Wittgenstein schreibt in seinen „Philosophischen Untersuchungen“* ist in den meisten Kontexten ok, aber bitte nicht *Stefan Hartmann schreibt in seinem Aufsatz „Compound worlds and metaphor landscapes“*..... – hier bitte stattdessen so etwas wie *Hartmann (2018) geht davon aus/argumentiert/...*)
- Plagiate.

Und zuletzt: Seien Sie selbst Ihr schärfster Kritiker! Bei wissenschaftlichen Arbeiten zählen Klarheit und Präzision. Deshalb fragen Sie sich bei jedem einzelnen Satz:

- Ist mir klar, was ich mit diesem Satz meine? Und fasst der Satz auch ganz genau das in Worte, was ich damit sagen will, und zwar unmissverständlich?
- Trägt der Satz etwas Neues zu meiner Argumentation bei? Wenn ja, ist die Aussage, die er trifft, klar auf die Fragestellung ausgerichtet?

Dabei hilft es, wenn Sie die Arbeit aus der Perspektive eines strengen Gutachters/einer strengen Gutachterin lesen. Am Anfang ist das mühevoll und erfordert sehr viel Anstrengung und Selbstdisziplin, aber wenn Sie durchhalten, werden Sie am Ende nicht nur für sprachwissenschaftliche Arbeiten davon profitieren, sondern insgesamt viel bessere Texte schreiben! Empfehlenswert ist auch, Kommiliton*innen Ihre Arbeit gegenlesen zu lassen – auch auf diese Weise können Sie wertvolles Feedback erhalten und überprüfen, ob Ihre Arbeit andere Leser*innen überzeugt.

Bei alledem gilt aber natürlich auch: Ihre (mentale) Gesundheit ist wichtiger als jede Hausarbeit und jede Deadline – diese Auffassung teilen sicherlich auch alle Ihre Dozierenden. Wenn Sie das Gefühl haben, mit Ihrer Arbeit auf keinen grünen Zweig zu kommen, setzen Sie sich daher nicht zu sehr unter Druck und fragen Sie im Zweifelsfall Ihre Dozierenden um Rat. Manche Studierenden haben Angst, dadurch allzu sehr zu „nerven“ – aber keine Sorge: Erstens sind wir genau dafür da, und zweitens ist es viel nerviger, schlechte oder unausgegorene Hausarbeiten zu lesen...

Formale Hinweise

Die genaue Formatierung der Arbeit spielt bei mir für die Bewertung keine Rolle. Da dennoch häufig nach Empfehlungen gefragt wird:

- Mit 12pt-Times New Roman, 1,3- bis 1,5-fachem Zeilenabstand, Blocksatz und den bei Word bzw. LibreOffice voreingestellten Seitenrändern machen Sie generell wenig falsch. (Natürlich dürfen Sie auch gern mit LaTeX arbeiten, wenn Sie das möchten!)
- Bitte geben Sie auf dem Titelblatt den Titel der Arbeit, Ihren Namen und Studiengang sowie (sehr wichtig) Ihre (Uni-)Mailadresse an.
- Bitte reichen Sie die Arbeit digital **im PDF-Format** ein. Eine zusätzliche Druckversion ist nicht notwendig. Wenn Sie im Rahmen Ihrer Arbeit zusätzliches Material erhoben haben (z.B. in Form von Korpusdaten), das Sie mit einreichen möchten, können Sie mir die entsprechenden Dateien separat per E-Mail schicken oder die entsprechenden Tabellen, Belege o.ä. als Anhang in das Hauptdokument einfügen.
- Wenn Sie die Arbeit digital einreichen, schicken Sie bitte Titelblatt, Inhaltsverzeichnis und Text nach Möglichkeit in einem einzigen Dokument. Falls Ihre Studienordnung eine Eigenständigkeitserklärung erfordert, können Sie diese in gescannter oder digital unterschriebener Form noch anhängen oder als eigene Datei schicken.

Zum Weiterlesen / -schauen

- [Leitfaden der Philosophischen Fakultät der HHU Düsseldorf](#)
- [Anleitung zum Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit von Damaris Nübling & Mirjam Schmuck](#)
- [Sammlung von Tutorials zum empirischen Arbeiten von Alexander Willich & Stefan Hartmann](#) (mit Links zu weiteren nützlichen Tutorials auf der Startseite)
- [Sammlung von Tutorials zur Korpuslinguistik von Stefan Hartmann](#)
- Youtube-Playlist „[Handwerkszeug](#)“ von Alexander Lasch & Studierenden (TU Dresden) – insbesondere das Video zu [Argumenttypen](#) ist empfehlenswert
- Youtube-Videos zu [Zeitmanagement](#) und [Do's & Don'ts beim Schreiben von Einleitungen](#) von Erik Gebel